

Allerlei Betrachtungen

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **51=71 (1905)**

Heft 51

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-98237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LI. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXI. Jahrgang.

Nr. 51.

Basel, 23. Dezember.

1905.

Erscheint wöchentlich. Preis per Semester franko durch die Schweiz Fr. 4. Bestellungen direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. Verantwortlicher Redaktor: Oberst U. Wille, Meien.

Inhalt: Allerlei Betrachtungen. — Wo fehlt es? — Eidgenossenschaft: Offiziersernennungen. Ernennungen. Mutationen. Entlassungen aus der Wehrpflicht. — Beilage: Ausland: England: Offiziersmangel. — Verschiedenes: Ein Schweizer Söldner.

Dieser Nummer liegt bei:
**Literaturblatt der Allgemeinen Schweizerischen
Militärzeitung 1905 Nr. 9.**

Allerlei Betrachtungen.

Nach und nach bringt die Fachpresse des Auslandes aus der Feder solcher Offiziere, die unseren Manövern in amtlicher Sendung gefolgt sind, oder in privater Mission beigewohnt haben, Aufsätze und Abhandlungen über die Eindrücke, die unsere Armee bzw. die übenden Einheiten, auf den fremden Berufsmann gemacht haben, und wir dürfen besonders denen von Herzen dankbar sein, die ungeschminkt und unumwunden das frei heraus sagen, was sie gesehen haben und schonungslos das aufdecken, was ihnen missfallen hat. Wir sind bekanntlich keine Engel, vollkommenes zu leisten ist uns unmöglich, und aus den Fehlern lernen wir. Es gefällt allerdings unserer Eigenliebe sehr, wenn wir Schilderungen lesen, die in Lobeserhebungen schwelgen, Berichte, die alles schön und gut und recht finden was geleistet worden ist, die nur Anerkennendes und Rühmendes zu melden wissen und die nirgends Mangel- und Fehlerhaftes entdecken konnten. Solche Artikel finden dann sofort den Weg in die politische Tagespresse und eine Zeitung druckt es der anderen nach, dass in dem und dem „angesehenen ausländischen Blatte aus der Feder seines militärischen Berichterstatters, der den Manövern gefolgt ist, folgender höchst schmeichelhafte Bericht zu lesen steht“. Dass die Rapporte der fremdländischen Offiziere an ihre Regierungen sich mit derartigen Meldungen natürlich nicht decken werden und nicht decken können, darüber sind sich alle die längst einig, welche die Verhältnisse genauer kennen, und es ist jeweilen nur zu bedauern, dass die

grosse Masse, namentlich der einzelne Soldat das nicht auch weiss. Übrigens braucht man dieses Mal wieder nur die Berichte in ausländischen Fachzeitschriften zu lesen, um zu erkennen, dass die offiziellen Berichte der Abordnungen mit solchen Zeitungsnotizen, wie die erwähnten, in grellestem Widerspruche stehen müssen.

Doch wir brauchen nicht einmal derartige Berichte zu lesen, wir fühlen es selber deutlich genug, dass und wie vieles noch fehlt, und dass es unsere heilige Pflicht ist, da, wo es nötig ist, den Hebel anzusetzen und Remedur zu schaffen. In diesem Sinne möchten die nachfolgenden Zeilen aufgefasst werden.

Jeder Offizier, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, der sich der ungeheuren Verpflichtungen bewusst ist, die er mit dem Empfang der Achselstücke auf sich genommen hat, der nicht nur äusserlich als Vorgesetzter auftreten will, sondern der aus Überzeugung und Liebe zur Sache, aus Hingebung fürs Vaterland den Dienst im Offizierskleide absolviert, wird nach beendeten Manövern jedesmal eine Art Bilanz ziehen. Er wird all' die Ereignisse und Vorkommnisse, die er mitangesehen und miterlebt hat, in ruhiger Sammlung noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen lassen und aus den kaleidoskopartig durch einander wirbelnden Eindrücken einzelne herausgreifen, sie festhalten und sich die Frage stellen: Wie wars doch damals? War das gut getan? Wie hätte gehandelt werden sollen? Wo hat's gefehlt, dass es nicht gut gekommen ist? Was hätte anders sein sollen? Wo steckte der Fehler?

Bei derartig strenger Selbstprüfung und rückhaltloser Untersuchung aller Umstände wird dem ernsthaft Forschenden manches klar, und es schälen sich schliesslich gewisse Grundsätze heraus, an denen die meisten Unrichtigkeiten, die

vorgekommen sind, kleben bleiben. Wendet man dann umgekehrt die herausbekommenen Leitsätze an und überprüft an ihrer Hand die Vorkommnisse, dann wird einem das klar, was besonders not tut, wenn gewisse Fehler in Zukunft vermieden werden sollen, und der davon getragene Gewinn ist ein ganz ungeheurer, ein bleibender und nachhaltiger. Solchem Nachdenken sind die nachfolgenden Betrachtungen entsprossen. Sie liessen sich natürlich mühelos vermehren und erweitern — doch es handelt sich vorläufig nur um ein paar besonders hervortretende Punkte.

Man hat in den verflossenen Manövern von verschiedenen Seiten über schlechte Verpflegung jammern hören und es wurde die Behauptung aufgestellt, es wäre im Ernstfalle unmöglich, eine Truppe längere Zeit bei der Verpflegung solche Strapazen aushalten zu lassen, wie das in den Divisions- und Korpsmanövertagen der Fall gewesen sei. Wenn man alle Verhältnisse prüft, so kommt man unschwer zu einem ganz sicheren Ergebnis. Wenn auch die Klage als solche gewiss unbegründet ist, so erkennt man doch eins: es fehlt unseren Einheiten etwas, das andere Armeen längst haben und das auch wir unbedingt haben sollten, nämlich eine fahrende Küche bei den Infanteriekompagnien. In Frankreich haben die Truppen in den letzten Manövern ausgezeichnete Erfahrungen damit gemacht, in Russland sind sie schon lange im Gebrauch und andere Armeen haben sie ebenfalls erprobt. Warum sollten wir sie haben?

Es wird ja im Felde immer etwas anders zu und hergehen, als wie es in einem wohlgeordneten und gut eingerichteten bürgerlichen Haushalte zuzugehen pflegt, wo man jeden Tag sich zu bestimmter Morgenstunde erhebt, seinen Kaffee oder seine Chokolade mit verschiedenen guten Beilagen in der grössten Gemütsruhe geniesst, vielleicht gar die neueste Zeitungsnummer dazu liest und dann gemächlich an seine Arbeit geht, wo man am Mittag, wiederum zu ganz genau fixierter Uhrzeit, die Suppe dampfend auf dem Tische findet, jede Person an ihrem angestammten Platze sitzt und auch die Nachmittagsstunden und die Zeit des Abendessens in der nämlichen Weise geregelt sind. Im Kriege richtet man sich eben nach den Verhältnissen und den obwaltenden Umständen und tröstet sich mit dem bekannten *à la guerre comme à la guerre!* Damit soll nun keineswegs behauptet werden, dass nicht manches in einzelnen Fällen anders hätte gehen können, als es wirklich gegangen ist, dass ein Marsch vielleicht kürzer hätte sein, eine Übung mit weniger Anstrengung hätte durchgeführt werden können, als es faktisch der Fall war, doch das sind Erscheinungen, die sich

nachher wohl bekritteln lassen, die aber im gegebenen Augenblick nicht zu übersehen waren oder die vielleicht aus einer unrichtigen Auffassung der Lage herauswachsen — jedenfalls gehören sie zu denjenigen Dingen, die auch die „humanste“ Kriegsführung nie ganz wird vermeiden können.

Nun werden aber unsere jungen Rekruten in der ersten Schule, die sie absolvieren, entschieden verwöhnt. Die Art der Ernährung ist unbedingt zu opulent. Es ist ja schön und gut und recht, dass man die Bundesbatzen nach allen Kanten ausnutzt und die jungen, noch nicht vollständig ausgewachsenen Körper gehörig ernährt, dass man die Vorteile der Kasernenküche ausschachtet, um den Leuten etwas rechtes zu bieten — aber man sollte ihnen auch begreiflich machen, dass man im Felde nicht so leben kann. Wie oft habe ich gehört, dass Soldaten, die den ersten Wiederholungskurs mitmachten, sagten, sie könnten nicht begreifen, warum sie nicht jeden Tag Gemüse erhielten, wie in der Rekrutenschule, und ein anderer hat in einer Zeitung gerügt, ihre Kompagnie habe nur einmal gebratenes Fleisch erhalten! Das beweist doch deutlich genug, dass die Soldaten die Lage offenbar gar nicht begreifen und dass sie später alles mit dem Masstabe der ganz ausgezeichneten, ja tadellosen Kasernenverpflegung der Rekrutenschule messen. Dass dann aber schiefe Bilder für das „Feld“ herauskommen, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Übrigens schreien in solchen Fällen, besonders nach dem Dienst, erfahrungsgemäss die Leute am lautesten und erbärmlichsten, die zu Hause im gleichen Zeitraum gar nichts erhalten hätten, denen es im Militärdienst mit dem Essen zu bequem gemacht wird, denen es also zu gut geht. Darüber weitere Worte zu verlieren, wäre gleichbedeutend mit Zeitverschwendung. Ebenso ist bekannt, dass die Faulen und Trägen am meisten zu murren haben. Am Morgen sind sie zu bequem, um den Brotlaib in den Brotsack zu versorgen und zu träge, ihn nachzutragen. Die Brotportion bleibt deshalb liegen oder wird weggeworfen. Nun haben wir leider keine Kulis zum Nachschleppen der Sachen, keine Einzel-Lebensmittelwagen für Faulpelze und so erleben wir's denn, dass die Betreffenden auf dem Marsche nichts zu essen haben, wenn ihre vernünftigeren Kameraden sich etwas zu Gemüte führen. Dann klagen sie natürlich über die Ungerechtigkeit der Welt im weitern und die Schnödigkeit und Parteilichkeit des Vaterlandes ihrer werten Person gegenüber im besonderen, wenn sie etwas lange auf Spatz und Suppe warten müssen. Ich habe persönlich oft gesehen, wie Trainsoldaten ihre Pferde mit Broten fütterten, die ihnen von Kameraden zugestellt worden waren, wie Zivilisten

ganze Körbe voll Brot zusammenlesen, ja, ich erinnere mich sehr wohl eines verlassenen Biwaks, wo die weggeworfenen Brotlaibe, zu Pyramiden aufgeschichtet, dem Näherkommenden entgegengrinsten! Das sind nun gewiss keine Beweisstücke herrschenden Mangels, schlechter Verpflegung, grenzenloser Hungerleiderei!

Dazu kommt noch eines und das ist die Vorliebe des Soldaten fürs Jägerlatein. Da erzählt einer eine Geschichte, wie es ihm an dem und dem Manövertage ergangen sei, wie er da vom Morgen früh bis am Abend spät, volle 12 Stunden hindurch, gar nichts zu essen hatte; ein Kamerad, der zuhört, bemerkt, das sei nichts, er hätte 16 Stunden lang nichts genossen und dazu „böses gehabt“, worauf ein dritter mit 18 Stunden Fasten den Rekord schafft, den ihm sofort ein vierter mit 24 Stunden streitig macht. So gehts und wenn daneben ein Zivilist sitzt, der zwar keine Idee von der Art der Verpflegung und von der Unmöglichkeit solcher Vorkommnisse, dafür aber ein Herz im Leibe hat, das „warm für die armen, abgehetzten und geschundenen Vaterlandsverteidiger schlägt“, so weiss dieser gute Mensch nichts gescheiteres zu tun, als auf die nächste Redaktion zu rennen, ihr das soeben Gehörte brühwarm zu melden oder einen gesalzenen und gepfefferten Hetzartikel über die erbärmliche Soldatenschinderei zu schreiben! So wirds gemacht!

Nun darf allerdings nicht geleugnet werden, dass es mit der warmen Verpflegung in unseren Manövern häufig böse bestellt ist und dass unsere Leute sich oft mit Recht darüber beklagen dürfen, dass sie 12 und mehr Stunden lang keinen warmen Löffel zu sehen bekommen, was namentlich an kühlen und regnerischen Tagen sehr unangenehm ist. Wer sich in der Hinsicht beklagt, dass Klagen haben eine gewisse Berechtigung und wir können sie nicht widerlegen, sondern müssen ihm zugeben, dass das Kriegsgemässgestalten der Übungen diesen Übelstand im Gefolge hat.

Noch vor wenig Jahren wusste man am Morgen des Gefechtstages ziemlich genau, wo am Abend genächtigt werden würde, das Gefecht wurde zudem zeitig abgebrochen und man sandte die neutralen Trains direkt nach dem bezeichneten Orte. Rückte die Truppe dann ins Dorf ein, so erschienen Quartiermeister und Fouriere in bequemem Quartieranzug, entnahmen ihren Taschen das Material und wiesen den einen Zug ins Gehöft X, den anderen ins Haus Y, bezeichneten die Kompagnieküchen, denen bereits ein appetitregender Geruch entströmte und meldeten, dass in höchstens 20 Minuten gefasst werden könne. Ebenso waren Offizierszimmer belegt. Man kantonnierte ein und konnte sofort verpflegen. Jetzt

marschieren Quartiermeister und Fouriere mit ihren Einheiten, die Trains werden regiments-, brigade- und divisionsweise vereinigt und nur die schweren Kolonnen sind neutral. Werden am Abend die Ortschaften unter die Einheiten verteilt, so geht es nach Beendigung des Kampfes immer eine gewisse Zeit, bis die Fuhrwerke an den richtigen Platz gewiesen sind, und bis man endlich verpflegen kann, wird oft genug die Nacht hereingebrochen sein. Auch muss hier zugegeben werden, dass beim Train wohl nicht immer alles vollständig klappte und manches in den verfloßenen Herbsttagen rascher hätte gehen können, als es gegangen ist.

Man wird mir entgegenhalten, es hätte ja jeder Einheitskommandant für seine Truppen rasch eine Konservensuppe kochen lassen können, dann hätten die Leute bald warme Verpflegung gehabt! Gewiss, das wäre theoretisch das Einfachste, allein da kommt nun ein zweiter Punkt in die Quere, den ich später noch behandeln will, nämlich die fatale Erscheinung, dass man nie weiss, was „gespielt“ werden soll, dass niemand genau weiss, ob man in einem gegebenen Augenblick genügend Zeit hat, um zu kochen. Das Bereiten einer Konservensuppe im Einzelkochgeschirr verlangt immerhin ziemlich viel Zeit und eine bald gar werdende ausschütten zu müssen, weil man wieder aufbrechen muss, macht einen noch viel schlimmeren Eindruck, als wenn man mit der Kocherei gar nicht anfangen lässt. Nein, nein — diesen bösen Übelstand beseitigen wir nur mit Einführung fahrbarer Küchen, die an die Einheitswagen angehängt werden und in denen die warme Verpflegung sofort zur Verfügung steht, wenn die Fuhrwerke anlangen. Dann geht keine Zeit mehr verloren, die Leute haben sich nicht schon, todmüde, ins Stroh gelegt, wenn endlich nach langem Warten die Suppe kommt oder haben bereits ihr Geld für warmen Kaffee oder Eierspeisen ausgegeben, die ihnen die Quartiergeber lieferten! Dieses Radikalmittel allein wird den wirklich fatalen Umstand endgültig aus Abschied und Traktanden weisen.

Der zweite Teil der Frage, ob es möglich wäre, im Ernstkampfe den Leuten bei der gegenwärtigen Verpflegungsart Strapazen zuzumuten, wie sie die Manöver von uns fordern, ist auch nicht schwer zu beantworten. Überanstrengungen sind, soweit meine Kenntnisse reichen, nicht vorgekommen. Das beweisen uns deutlich der fröhliche Gesang, die lustigen Jodler, die auf dem Marsche, wenns wenigstens kein Kriegsmarsch war, die im Biwak, im Kantonement ertönten. Dass es im Ernstkriege gewissermassen „gemütlicher“ und bedeutend weniger anstrengend zugeht als wie in unseren friedlichen Feldzügen — darüber sind

alle, die die Verhältnisse kennen, längst im klaren: was im Kriege auf Wochen hinaus verteilt wird, das müssen wir von unseren schwerbepackten Leuten in wenigen Tagen verlangen. Es drängt sich alles auf kurze Augenblicke zusammen. Der gesunde Menschenverstand sagt uns übrigens, dass es der Einzelne auf diese Weise nicht lange aushalten würde. ja, es müsste die beste Truppe, die wochenlang so beschäftigt würde, wie wir es von ihr die paar Tage hindurch verlangen müssen, schliesslich zusammenklappen, versagen. Allein wir müssen in unseren knapp bemessenen Arbeitstagen die Zeit ausnützen, wenn wir etwas erreichen wollen und das verlangt von uns allen ausserordentlich intensive Arbeit.

Dagegen verlangt ein anderer Punkt dringend nach Abhülfe. Man sollte endlich einmal dazu kommen, die Orientierung von oben nach unten, die das französische Reglement jeden Augenblick aufs neue betont, bei uns praktisch durchzuführen. Da werden lange Märsche ausgeführt, die ja nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Dienstes gehören, ohne dass jemand eine Ahnung hat, weshalb. Man reist mit den Einheiten im Lande herum. Warum geht man nicht den direkten Weg? Manöverrücksichten. Welche denn? Niemand weiss es. Man marschirt also weiter und macht einen neuen Umweg. Weshalb? Immer die gleiche Antwort: Manöverrücksichten. Man beginnt, innerlich Betrachtungen über die verd. Rücksichten, die man nicht kennt, anzustellen. . . . Würden derartige Verfügungen jeweilen von oben herab der unteren Führung mitgeteilt, und diese belehrten ihre Leute, aus welchen Gründen und zu welchem Zwecke dies oder das angeordnet worden ist, so würde viel weniger geschimpft, und, was noch wichtiger ist, es würde viel weniger rasch und in durchaus unzutreffender Weise geurteilt und damit das Fundament für jede militärische Arbeit, die Mannszucht, untergraben. Doch ich will mich deutlicher ausdrücken.

Man darf nie vergessen, dass es unsere Soldaten sofort herausfinden, wenn etwas faul ist im Staate Dänemark. Sie haben einen überaus feinen Instinkt, einen eigentümlich scharfen Sinn für das Fehlerhafte in den Anordnungen der Führer. Ein unbedachtes Wort, eine Gebärde oder Bewegung verrät dem gemeinen Manne, dass etwas nicht klappt und rasch wird dann ein Urteil über den betreffenden Offizier gefällt. Merkt der letztere auch nichts davon, so geht damit doch ein gut Teil Zutrauen und Zuversicht in seine Autorität verloren und das rächt sich. Ein Beispiel für viele mag das erhärten. Das Gefecht wurde abgebrochen. Das Bataillon steht bei A und muss nach B marschieren, wo es retablieren wird. So viel weiss man, aber man hat

nichts davon gehört, dass die gerade Landstrasse, die A mit B verbindet, von anderen Truppen benützt wird, die sich mit uns kreuzten, falls wir die Strasse begehen würden. Deshalb marschirt das Bataillon mit anderen zusammen in weitem Bogen über C und D nach B, der Truppe aber wird nichts davon mitgeteilt. Der Umweg fällt dem Manne auf, der auf der billigen Manöverkarte, die er mit sich führt, nachsieht, „wie man hätte marschieren sollen“. Da er den wahren Grund nicht kennt, so sucht er ihn anderswo. Und wie erklärt er sich die Tatsache des eingeschlagenen „Umweges“? Er kann zu keinem andern Schluss kommen, als den, der Führer verstehe sein Amt als Führer nicht! Damit ist aber etwas geschehen, was verderblich werden muss: der Mann wird an seinem Vorgesetzten irre, Misstrauen in die Zweckmässigkeit seiner Anordnungen reisst ein — ein Teil der Führerautorität ist dahin und mit ihr eine Dosis Mannszucht! Und warum das? Weil man von oben herab vergessen hatte, den natürlichen Grund der getroffenen Massregel mitzuteilen. Kleine Ursachen, unermesslich grosse Wirkungen!

Überhaupt die beliebten Manöverrücksichten! Was haben die nicht alles schon angestellt! Abgesehen davon, dass ihnen zuliebe alles mögliche supponiert wird, ganze Armeen und kleine Posten, werden oft genug auch die schiedsrichterlichen Verfügungen und Machtsprüche damit motiviert. Die untere Führung vernimmt höchst selten etwas davon, der gemeine Mann überhaupt nie. Daher kommt es, dass keine Seele das ewige Hin- und Herrutschen begreift, niemand versteht, warum in jedem Augenblick andere Massnahmen getroffen werden müssen. Das beständige, scheinbar unnötige Hin- und Hermarschieren, Verschieben, Dislozieren ermüdet die Leute, schwächt ihre Spannkraft. Wenn man doch wenigstens wüsste, was das Ganze will, welchen Zweck es hat! Wird damit vielleicht die Dienstfreudigkeit gehoben, Militärfreudigkeit gepflanzt, Diensteifer und Zuversicht vermehrt?

Es würde sich entschieden bezahlt machen, wollte man mit einem einzigen Wort — ich bin der letzte, der dem Manne einen ganzen Roman vordozieren lassen möchte! — bekannt geben, um was es sich eigentlich handelt, sodass der letzte Mann wüsste, weshalb er beständig zurück muss oder seine Einheit verschoben wird, weswegen er die Verpflegung erst später erhalten wird.

Man vergesse zudem nicht, dass unsere Leute viel zu stark belastet sind und das Gefühl der Überanstrengung sich daher bei ihnen rascher einstellt als bei weniger belasteten. Man soll's nur einmal probieren mit 25 bis 30 Kilo

Gewicht auf dem Rücken planlos hin- und her-zuschweifen!

Wie sehr es sich rächt, wenn man der Truppe, resp. der unteren Führung die nötigste Orientierung über eine erhaltene Aufgabe vorenthält, beweist ein Beispiel aus den Manövern:

Es war am frühesten Morgen. Die Truppen hatten biwakiert. Es wurde still alarmiert und alles zum Abmarsch bereit gemacht. Man marschierte bald lautlos vor. Wohin? Niemand wusste es. Ein Punkt war dem Führer genannt worden, sonst nichts. Am betreffenden Punkt wurde angehalten. Was soll geschehen? Keine Ahnung. Wieder ging es durch ein Dorf hindurch. Jetzt hiess es, der Feind habe die Höhen drüben über dem weiten, etwas sumpfigen Wiesengrund, den ein Bach durchfließt, besetzt, man werde ihn angreifen. Noch war's dunkel. Also hinunter in die Tiefe, in Sumpf und Nässe hinein! Der Bach war in mehrere Arme geteilt, die Ufer breiig — man konnte das Hindernis nicht überspringen. Also drängte sich alles instinktiv bei den beiden Übergängen zusammen. Kostbare Minuten verstrichen. Alles kam etwas aus der Richtung und durcheinander. Der Angriff stockte. Aber vorwärts hiess es und vorwärts ging es. Doch schon war es zu spät, der Angriff musste misslingen, es wurde heller und heller und schrecklich steil ragte die glacisartige, stark befestigte Stellung hervor. Der Angriff wurde als abgeschlagen erklärt, die Kolonnen fluteten zurück.

Später vernahm man, was geschehen war. Der Wiesengrund war in der Nacht sorgfältig erkundet und der Angriff planmässig vorbereitet worden, da aber der Feind das Bachufer besetzt hielt, war ein Erstellen von Notbrücken nicht möglich gewesen. Soweit begreift wohl jeder Soldat die Lage. Warum aber hat man das alles den zum Angriff kommandierten Einheiten vorenthalten? Hätte man ihnen gesagt, um was es sich handelte, so hätten die Sturmkolonnen Behelfsbrückenmaterial rüsten, jede Kompagnie hätte einiges mittragen lassen und das Überschreiten der Baches hätte an zahlreichen Stellen gleichzeitig und namentlich sehr rasch bewerkstelligt werden können. Mir scheint dieses Beispiel deutlich genug zu reden! —

Und nun noch eins. Wir geben unseren höheren Unteroffizieren die ausgezeichneten Manöverkarten in die Hand und glauben damit einen grossen Fortschritt erzielt zu haben. Gewiss, der Fortschritt ist ein gewaltiger, eine gute Karte ein überaus wichtiges Requisite. Aber was nützt das beste Instrument, wenn derjenige, der es besitzt und der es handhaben sollte, dessen Gebrauch nicht oder nur mangelhaft kennt? Man mache einmal die Probe und

suche den Unteroffizieren eine Aufgabe nach der Karte zu erklären — man wird sehen, dass ein grosser Prozentsatz nichts mit der Karte anzufangen weiss. Allerdings wird er die einzelnen Namen lesen, die Strassen vielleicht auch finden, die jetzt blau gefärbten Flüsse und die grünen Wälder — aber damit ist's mit der Wissenschaft der meisten zu Ende und alles andere, was wir ihnen sagen, ist für sie blauer Dunst und geht über die Köpfe hinweg. Man wird mir entgegenhalten, das sei gewiss nicht richtig, denn der Mann habe doch in der Schule die Karten verstehen gelernt. Du liebe Zeit! Da muss einer ein ganzer Optimist sein, wenn er das glaubt. Ja, der Mann hat in der Schule einmal gelernt, dass man das Land auf der Karte, die Landkarte heisst, darstelle, dass ein Dorf als Kreis, eine Stadt als Viereck, die Eisenbahn als schwarzer Strich eingetragen werde, dass die Berge schön gezeichnet hervortreten und dass die Schneeberge weiss angelegt seien u. s. w. u. s. w., aber dass man auf einer Karte lesen könnte wie in einem Buch, davon hat der Durchschnittsunteroffizier keine Ahnung. So schön unsere neuen Karten, z. B. die neue schweizerische Schulwandkarte ist, zum Kartenlesen eignet sie sich nicht, weil sie von unseren Militärkarten auch gar zu verschieden ist und zudem viele Lehrer selber keine Ahnung haben, was es heisst, eine Militärkarte, resp. eine Landkarte militärisch lesen zu können. Nein, darin täuschen wir uns gewaltig. Wenn wir unsere Unteroffiziere aus der Karte Nutzen ziehen lassen wollen, so müssen wir ihnen einen besonderen Unterricht im Kartenlesen erteilen und das sollte in den Unteroffiziersschulen geschehen.

Aber der Unteroffizier soll sie nicht nur lesen, er soll sie auch im Gelände benutzen, sich nach der Karte orientieren, sie selber nach dem Gelände orientieren können. Anleitung müssen wir ihm geben, üben wird er sich selber. Hier gilt, abgeändert, ein bekannter Satz: Stellen wir den Unteroffizier mit der Karte ins Gelände, zeigen wir ihm, wie er sie brauchen muss und lassen wir ihn dann schwimmen — ertrinken wird er uns nicht! Aber anleiten müssen wir ihn gewissenhaft, das ist unsere Pflicht. Dann nur werden wir auch vom Unteroffizier den Nutzen haben, den wir gerne hätten! Der gute Wille ist ja da, die Unteroffiziersvereine arrangieren da und dort Kurse im Kartenlesen, sie haben selber das Gefühl, dass ihnen hier etwas wichtiges fehlt, dass da klaffende Lücken bestehen, die zu überbrücken sind. Kommen wir ihnen also entgegen und geben wir ihnen einige Stunden Unterricht im Kartenlesen in der Unteroffiziersschule, aber nicht im

Theoriesaal, sondern draussen im Gelände, wo jeder die Terrainformen mit der Zeichnung auf der Karte vergleichen, das Lesen der Zeichen mit der Wirklichkeit vergleichen kann. Was jetzt getan wird, genügt nicht, also muss Abhilfe geschaffen werden. . . .

Es wäre noch manches zu besprechen, doch für heute genug! Ich habe ein paar wichtige Punkte berührt und sie wenigstens gestreift, vielleicht, dass die eine oder andere Anregung auf fruchtbares Erdreich fällt zu Nutz und Frommen unseres Heeres, vielleicht auch, dass sie den einen oder anderen Kameraden zum Nachdenken anzuregen vermag, und wenn das der Fall sein sollte, so wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht: über etwas nachdenken, einen Gedanken ausdenken, ist der erste Schritt zum Bessermachen. M.

Wo fehlt es?

Die so überzeugenden Darlegungen der vorstehenden „Betrachtungen“ unseres geschätzten Mitarbeiters geben Anlass zu gründlichem Nachdenken über Ursache und Wirkung von Erscheinungen bei unseren Truppenübungen, die nicht leicht genommen werden dürfen.

Wenn nun auch das Schimpfen und Klagen unserer Wehrmänner über die in den Manövern durchgemachten Strapazen und Entbehrungen zum guten Teil nichts anders ist als eine unschöne Form des Renomierens mit eigenen Leistungen — so wäre es doch sehr fehlerhaft, wenn man ihm geringere Bedeutung beilegen und wenn man nicht die Notwendigkeit erkennen wollte, solches verschwinden zu machen.

Die Mittel, welche unser Mitarbeiter vorschlägt: Einführung fahrender Küchen für Sicherstellung rascher Verpflegung, Vorsorge, dass nicht unnötige Strapazen zugemutet werden und Belehrung der Truppe in jedem Falle über das Notwendige und Unvermeidliche von Anforderungen, die der Soldat von sich aus nicht einsieht — sind sicherlich geeignet, um in der Truppe das Entstehen von Missbehagen zu vermindern. Es ist auch zweifellos, dass überhaupt unser Offizier noch mehr tun kann, als schon der Fall ist, um in seiner Mannschaft das Bewusstsein zu erhalten, dass er für sie sorgt und dass er von ihr nicht mehr verlangt, als was sein muss. Aber wenn auch die vorgeschlagenen Mittel im hohen Masse geeignet sind, den Anlass, um unzufrieden zu sein, zu vermindern, so ist damit doch nicht die Neigung, unzufrieden zu werden, aus der Welt geschafft. Um dieses aber handelt es sich ganz allein. Solange man das Übel nicht an diesem Ende anpackt, ist alles,

was man am anderen Ende unternimmt, erfolglos; bei jedem Anlass, wo man nicht vermeiden kann, dem Soldaten etwas zuzumuten, das er zu viel findet oder dessen Notwendigkeit ihm nicht einleuchtet, wird die Unzufriedenheit gerade so wieder hervorbrechen, wie wenn man sich nie bemüht hätte, keinen Anlass dazu zu geben. Gerade das in unserer Armee vielerorts herrschende ängstliche Streben, der Truppe keinen Grund zu Missbehagen zu geben, ist der Antrieb, um jedes Mehr als gewöhnlich für zu viel zu erachten und um ohne weiteres anzunehmen, nur Unfähigkeit und Pflichtvernachlässigung der Vorgesetzten trage die Schuld.

Soweit zutreffend ist, dass unsere Truppe über Überanstrengung und Entbehrung wirklich klagt und schimpft und deswegen die Dienstfreudigkeit verliert, so sind die Strapazen nicht die innere Ursache, sondern es hat den gleichen tieferen Grund, wie die Ausschreitungen, die bald da bald dort vorkommen, und wie die im vorstehenden Artikel „Allerlei Betrachtungen“ mitgeteilten Tatsachen über das Wegwerfen des Brotes, so dass der Berichterstatter einen verlassenem Biwakplatz gesehen hat, auf dem das geworfene Brot schön säuberlich zu Pyramiden aufgetürmt war. Das Brot wegwerfen, weil dies mitzutragen lästig ist und dann über ungenügende Verpflegung schimpfen, das sind zusammengehörende Erscheinungen. Und ebenso gehört dazu die dritte, in Märschen, die nicht direkt aufs Ziel führen, in Manöverangriffen, die zurückgewiesen werden, Unfähigkeit oder anderes Verfehlen der Vorgesetzten zu wittern.

Wohl ist es richtig, dass unsere Wehrmänner instinktiv richtig empfinden, ob ihr Vorgesetzter seiner Aufgabe gewachsen ist, und wohl ist es notwendig, sorgfältig alles zu vermeiden, wodurch das Vertrauen zum Vorgesetzten erschüttert werden könnte, aber das, um das es sich hier handelt und das den Grund desjenigen bildet, von dem unser Berichterstatter spricht, hängt doch damit nur in zweiter Linie zusammen. Das ist nicht das feine Unterscheidungsvermögen zwischen tüchtigen und untüchtigen Vorgesetzten und die Fähigkeit, falsche Massregeln zu erkennen, sondern ist das latent vorhandene Misstrauen in die Befähigung des Vorgesetzten im allgemeinen. Dieses führt dazu, in jedem, das dem Untergebenen nicht behagt und dessen Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit nicht ohne weiteres in die Augen springt, nicht bloss Verfehlen der Vorgesetzten zu vermuten, sondern erkennen zu wollen.

Der unmännlichen Neigung, über Manöverstrapazen zu klagen und zu schimpfen und der Bereitwilligkeit, Verfehlen der Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, ist niemals